

Unsicherheiten im heutigen Deutsch*

Von Jost Trier

Das Thema, das Sie mir aufgegeben haben, ist so weit, daß ich mir erlaube, es als Rahmenthema aufzufassen. Ich werde mich innerhalb seines Umfangs bewegen, aber ich werde das Volumen nicht ausschöpfen. Das Allgemeine, das mir am Herzen liegt, möchte ich am Besonderen zeigen. Ich möchte sprechen von der Weise, in der unsere Sprache das Vergangene auffaßt. Ich will das Netz schildern, das sie über das Vergangene wirft, welche Gliederung dieses Netz vornimmt.

Mit der Wahl dieses Gegenstandes gewinnen wir den Vorteil, in eine Zone der Unsicherheit zu geraten, eine Zone der Fragen und der Entscheidungen. Solcherart aber ist der Arbeitsbereich des Stilisten. Da, wo alles fraglos gesichert ist, hat man Stilüberlegungen nicht nötig. Stil hat es überall mit Wahl zu tun.

Im Neuhochdeutschen gibt es ein erzählendes einfaches Imperfectum und ein gegenwartsbezogenes umschreibendes Perfektum. Man kann das auch mit deutschen Fachwörtern sagen: es gibt eine Erzählvergangenheit und eine Vorgegenwart.

Am Donnerstag regnete es, wir blieben zu Hause und lasen. Einige spielten Schach. Das steht im Zuge einer Erzählung und hat nichts zu tun mit der Gegenwart des Erzählers und mit der Gegenwart derer, die die Erzählung hören.

Aber wenn ich eines Morgens vors Haus trete und zu meiner Überraschung sehe, daß die Straße naß ist, so werde ich sagen: Sieh da, es hat geregnet. Die gegenwärtige Nässe der Straße erkenne ich als eine

* Zuerst veröffentlicht unter dem Titel „Stilistische Fragen der deutschen Gebrauchsprosa“, in: Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge des Essener Germanistentages 1964, hrsg. v. R. Henß u. H. Moser, Berlin 1965.

in die Gegenwart reichende Folge eines vergangenen Regnens. Ich schließe aus der Nässe auf ein vergangenes Regnen. Ich fasse, redend, dieses vergangene Regnen als etwas, was mit meiner, des Redenden, Gegenwart zu tun hat und mich zu Handlungen veranlassen kann. Deshalb steht die Vorgegenwart: Es hat geregnet. Wo ich die Nachwirkung in meine Gegenwart ins Auge fasse und nach Lage der Dinge ins Auge fassen muß, brauche ich das umschreibende Perfekt, die Vorgegenwart. Wo ich diese Nachwirkung nicht ins Auge fasse und nach Lage der Dinge vernünftigerweise gar nicht ins Auge fassen kann, brauche ich das Imperfekt, die Erzählvergangenheit. Anders und vielleicht zutreffender gesagt: Wo ich rückblickend urteile, diskutiere, Folgen bemerke, für mich und meine Hörer Folgerungen ziehe, brauche ich das Perfekt. Wo dies nicht geschieht und das Ausgesprochene sich in seinem eigenen Raum hält, meine und meiner Hörer Stellungnahme nicht herausfordert, brauche ich das Imperfekt. Diese inhaltliche Opposition ist eine Opposition wie – in der Lautlehre – zwischen p und b. So wie p nicht p wäre ohne seinen Gegenpart b, so besäße die Erzählvergangenheit nicht die Losgelöstheit von meiner Gegenwart, wenn ihr die Vorgegenwart mit ihrer betonten Gegenwartsbindung nicht opponierend entgegenstünde. Eins weist dem anderen seine Aufgabe zu. Das Mitdasein des jeweils anderen ist inhaltsbestimmend. Die Gegenwartsferne hängt nicht am Imperfekt als solchem, an dieser seiner so und so aussehenden Form. Die Gegenwartsbezogenheit hängt nicht am umschreibenden Perfekt als solchem, an seiner so und so aussehenden Form. Sondern nur weil sie alle beide gemeinsam Glieder im Gefüge sind, teilen sie sich auf die beschriebene Weise in die Aufgaben und weisen einander gegenseitig ihre Inhalte zu. Das ist es, was wir das Beziehungswesen in der Sprache nennen. Das ist es, was Ferdinand de Saussure meint, wenn er sagt: *Dans la langue il n'y a que des différences* – In der Sprache kommt es nur auf die Unterschiedlichkeiten an.

Werther schreibt: „Ich habe meine Tante gesprochen und bei weitem das böse Weib nicht gefunden, das man bei uns aus ihr macht.“ Ich habe meine Tante gesprochen (und beurteile auf Grund dieses Gespräches nun in dieser meiner Gegenwart die Person der Tante und die alten Familienunstimmigkeiten anders als vorher). Aber derselbe Werther, erzählend und von seiner Gegenwart ablösend, ganz dem vergangenen Geschehen als solchem hingegeben, schreibt: „Letztthin kam ich zum Brunnen und fand ein junges Dienstmädchen, das ihr

Gefäß auf die unterste Treppe gesetzt hatte und sich umsah, ob keine Kamerädin kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich stieg hinunter und sah sie an . . .“ . . . das ihr Gefäß auf die unterste Treppe gesetzt hatte und sich umsah – . . . Das Imperfekt ist eng mit dem Plusquamperfekt als seiner Vorzeit (Vorvergangenheit) verbunden. Das Perfekt dagegen ist die Vorzeit des Präsens. Es sind zwei Systeme, zwei Koordinatenkreuze, das System Präsens-Perfekt mit dem Präsens im Kreuzungspunkt der Koordinaten und das System Imperfekt-Plusquamperfekt mit dem Imperfekt im Kreuzungspunkt der Koordinaten. Wenn wir umfassend sein wollten, müßten wir also auch vom Plusquamperfekt und auch vom Präsens sprechen. Wir tun's nicht, erstens weil uns dies in unsrer kurzen Stunde zu weit führen würde, zweitens weil nicht dort, sondern im Imperfekt-Perfekt-Verhältnis die Schwierigkeiten liegen, die unsre Aufmerksamkeit herausfordern.

Wir wiederholen: Die Erzählvergangenheit, das Imperfekt, löst von der Gegenwart des Redenden und Hörenden ab. Die Vorgegenwart, das Perfekt, bindet an die Gegenwart. – Eng mit diesem Gegensatz hängen andere Gegensätze zwischen den beiden Tempora zusammen. Für die Vorgegenwart sind kennzeichnend affektische Beteiligung des Sprechenden, urteilende Stellungnahme, Herausstreichen der Wichtigkeit des Gesagten, Zusammenfassung von Teilhandlungen zu einem größeren als insgesamt zu überliefernden Ganzen, Aufruf zu innerer Beteiligung der Hörer, Nähe zu Lenkung und Motivation des Handelns, Nähe zu Rechenschaft, Rechtfertigung und Verantwortung, Affinität zu allem, was Gewissen ist und sagt. – Auf der anderen Seite zeigt die Erzählvergangenheit einen deutlichen und ihr wesenseigentümlichen Mangel an affektischer Beteiligung, eine Zurückhaltung des Urteils, eine gleichmäßig über das Dargestellte verteilte Liebe und sehr geringe Mitbeteiligung des Bekennens, der Rechtfertigung, der Klage und der Anklage. Aber alle diese Züge und ihre gegenseitigen Oppositionen – so wichtig sie sind und so sehr sie mit Recht von den Grammatikern hervorgehoben werden – sitzen dem zuerst genannten Gegensatz (Gegenwartsbezogenheit und Gegenwartsgelöstheit) auf, hängen von ihm ab, sind seine Erscheinungsweisen, seine vielfältigen prismatischen Brechungen, könnten sich ohne ihn nicht zeigen. – Versuchen wir noch einen letzten Schritt. Fassen wir die Sache moralisch. Das umschreibende Perfekt ist die Redeweise, die den Redenden als einen in der Angst, in der Sorge und

in der Verantwortung Stehenden zu erkennen gibt. Das Imperfekt ist die Redeweise dessen, der sich – was das Ausgesagte anlangt – frei von Angst und Sorge fühlt und gewiß ist, für das dargebotene Geschehen keine Verantwortung zu tragen und keine aufzuerlegen. Die Erzählvergangenheit, das Imperfekt, ist das Tempus der Entängstigung, des Entlastetseins von aller Verantwortung.

Vielleicht kann man das, was wir meinen, am besten grade an solchen Beispielen zeigen, in denen ein Tempus mißbräuchlich verwendet wird, und zwar auf eine moralisch durchschaubare Weise mißbräuchlich verwendet wird.

Wenn einer zu Recht des Diebstahls bezichtigt ist und vor Gericht dringlich auf den Fall hin befragt wird und wenn er sich selbst und sein Tun ernst nimmt, dann wird er sagen: Ja, ich habe den Zwanzigmarkschein vom Ladentisch genommen – oder einfach: Ja, ich hab's genommen. Sagt aber etwa der Angeklagte: Ja, ich nahm das Geld – dann braucht man kein großer Seelenkenner zu sein, um den noch in der Formulierung des Geständnisses selbst sich aussprechenden Hang zur Verschleierung zu erkennen. Der Angeklagte gesteht zwar, aber im Geständnis selbst versucht er, sich in einen fernen Raum zurückzuziehen, für dessen Geschehnisse er nicht wirklich verantwortlich gemacht zu werden wünscht. Er stilisiert sich zur Figur einer Erzählung.

Eine lehrreiche Szene dieser Art steht im Letzten Rittmeister von Werner Bergengruen. Stabenhäusers alter Bursche, der Zigeuner, ist nachts, überraschend, im Park aufgetaucht und erhebt schwere, dunkle Anklage. Stabenhäuser, in der Angst, das Geheimnis seiner Lebenslüge werde enthüllt, verliert alle Selbstbeherrschung und schießt auf den Zigeuner. Der Schuß geht fehl. Der Erzähler fährt fort: „Stabenhäusers Kammerdiener war von dem Schuß erwacht und kam ins Zimmer gelaufen. Aber Stabenhäuser hatte seine Fassung wiedergewonnen und sagte: ‚Ich schoß auf eine Wildkatze im Garten. Geh zurück zu deiner Ruhe und lasse mir die meine‘.“

Ein sehr merkwürdiges Imperfekt: ich schoß auf eine Wildkatze. Der besorgt hereinstürzende Diener, der Herr, erschüttert und im vollen Bewußtsein dessen, was er mit dem Schuß gewollt hat, durch die schweigende Frage des Dieners zu einer erklärenden, zu einer den Schuß rechtfertigenden Antwort genötigt – das alles ergibt eine Lage, in der das umschreibende Perfekt zu erwarten ist: Ich habe auf eine Wildkatze geschossen. Es ist nicht zu erwarten, daß der Herr sagt:

Ich habe auf einen Zigeuner geschossen – das gewiß nicht. Aber „ich habe geschossen“ sollte doch notwendig sein. Warum die Abweichung? Ich glaube, daß Wolfhard Kluge in seiner münsterschen Dissertation von 1961 das Richtige gesehen hat. Das Imperfekt soll verharmlosen, soll den Vorgang als etwas darstellen, was zu leicht, zu fern, zu folgenlos ist, als daß es in die Form des ernstesten Perfekts einzugehn hätte. Der Bekenntnischarakter und die Verantwortungsschwere des Perfekts werden zum Zwecke der Verhüllung gemieden. Die von der schweigenden Frage des Dieners veranlaßte, ja erzwungene Äußerung Stabenhäusers wird mit dem lügenhaften Schein einer freien Erzählung umgeben.

Man könnte sagen: Die Wildkatze ist für den Diener, das Imperfekt aber mindestens ebenso sehr auch für Stabenhäuser selbst bestimmt. Ob der erschrockene Diener sich durch die imperfektive Verschleierung täuschen läßt? Vielleicht. Wir jedenfalls, die Leser der Geschichte, die alles wissen, fallen auf solche vorgetäuschte Gelassenheit nicht herein, und das fehl am Ort stehende Imperfekt offenbart uns den Mann, der es gebraucht, in seiner hilflosen, aber noch immer verschlagenen Gebrochenheit. Und deshalb eben hat es der Autor so gesetzt. Wobei es grundsätzlich nichts ausmacht, welcher Grad von theoretischer Erkenntnis Bergengruens Tempuswahl an dieser Stelle mitbestimmt hat. Doch sind wir hierüber nicht ganz ununterrichtet. Wolfhard Kluge hatte Gelegenheit, mit Bergengruen selbst über diese Stelle zu sprechen und ihm vorzutragen, was er, Kluge, sich dazu gedacht hatte. Bergengruen habe geantwortet, daß die Verteilung der Perfekt- und Imperfekt-Formen nicht zufällig sei und daß ihn solche Gedanken zwar nicht bewußt geleitet hätten, aber doch seiner gestalterischen Absicht entsprächen.

Eine Tempusabweichung mit dem Sinn einer Entblößung – eine sehr lehrreiche Abweichung. Und sie läßt erkennen, daß Abweichungen sinnvoll nur dann sind, wenn etwas da ist, wovon abgewichen wird. In Zuständen der Promiskuität hat der Stilist – der praktische wie der theoretische – sein Arbeitsfeld verloren; genauso verloren wie in einer Lage vollkommener Sicherheit und Fraglosigkeit.

Das Miteinander der beiden Tempora hat es im Deutschen nicht immer gegeben. Im älteren Althochdeutschen herrscht wie im Gotischen das Imperfectum allein. Dieser Zustand ist urgermanisch und entstanden aus dem Zerfall des indogermanischen Systems. Aber solange das Imperfekt allein ist, den Opponenten im System noch

nicht neben sich hat, wird ihm das auch noch nicht zugewiesen, was der Opponent ihm in der späteren Entwicklung zuweist. Jenes älteste Imperfekt (das Präteritum schlechthin) kennt noch nicht die Losgelöstheit von der Gegenwart. Es steht unterschiedslos überall. Das beweist, daß unser anfangs geäußelter Satz richtig ist, es hänge die Gegenwartsgelöstheit nicht am Imperfekt als solchem, sondern am Mitdasein des Perfekts. Dieses bildet sich innerhalb des Althochdeutschen heraus in einem Prozeß, der nicht getrennt gedacht werden kann von allgemein westeuropäischen lateinisch-romanischen Veränderungen dieser und der kurz vorhergehenden Zeit. Es geht stufenweise vor sich, und die verschiedenen Verbarten werden nacheinander erobert. Bei Otfrid sieht es noch anders aus als bei Notker. Im 13. Jahrhundert erst ist das Neue im Grundsatz und in der Prosa durchgesetzt. Die Dichtung des klassischen Mittelhochdeutschen bewahrt dem Imperfekt in weitem Maße die alten breiteren Möglichkeiten bei daneben bestehendem Perfekt. Auch der Anfänger merkt das schnell, wenn er viele mittelhochdeutsche Imperfecta mit neuhochdeutschen Perfekten (oder Plusquamperfekten) übersetzen muß, um in seiner Übersetzung wirklich neuhochdeutsch zu sprechen. Doch wollen wir auf die historischen Vorgänge und auf die Systeme der älteren Sprachstufen nicht eingehn. Der Zustand des neueren Deutsch allein beschäftigt uns.

Von den Mundarten freilich muß etwas gesagt werden, und zwar von den süddeutschen Mundarten, zum Teil auch ostmitteldeutschen. Dort ist nämlich das einfache Imperfekt ausgestorben, mit großen Unterschieden zwischen den einzelnen betroffenen Landschaften. Der Vorgang beginnt im 15. Jahrhundert und vollendet sich im 16. Über die Gründe dieses Verlustes können wir hier nicht sprechen. Sie sind nicht ganz aufgeklärt, obwohl der Frage viel Fleiß und Scharfsinn, zuletzt durch den finnischen Germanisten Kaj Lindgren zugewandt worden ist. Mit dem Schwund des einen der beiden Oppositionspole bricht das ganze Oppositionsgefüge zusammen, und es bildet sich ein Zustand heraus, der demjenigen inhaltlich sehr ähnlich ist, der im Altgermanischen und im frühen Althochdeutschen bestand. Nur daß jetzt ein anderer formaler Träger herrscht als im frühen Althochdeutschen. In süddeutscher Mundart nämlich geht auch das von der Gegenwart loslösende Erzählen im zusammengesetzten Perfekt vor sich. Gegenwartsbezogenheit und Gegenwartsgelöstheit sind mundartlich nicht geschieden, wenigstens nicht mit

verbalen Mitteln. Und das wirkt bis in die Umgangssprache hinein. Auch innerhalb einer zusammenhängenden Geschichte sagt man nicht: Am Dienstag fühlte sich der Patient besser und ging eine Stunde spazieren. Sondern man sagt etwa: Am Dienstag hat er sich besser gefühlt und da ist er eine Stunde spazieren gegangen. Oder es erzählt einer: Am Donnerschdag sinn mer na Stuttgart gfare un do hammer mein Vetter, der wo in der Stadtverwaltung arbeide dud, besuecht. Un wi mer do hi komme si het uns sei Frau en Kaffee gekocht un vil Küche hets gebe. Das entspricht der Erzählweise süddeutscher spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Chroniken, und zwar, was zu beachten ist, auch solcher, die ihre Eintragungen nicht im unmittelbaren Anschluß an jedes einzelne Ereignis machen, wobei ja umschreibendes Perfekt sehr begreiflich wäre, sondern die aus der Entfernung zurückblickend größere Continua erzählen.

Die Verhältnisse werden dadurch modifiziert und, wenn man will, gemildert, daß ein erzählendes Präsens, das wie ein Vergangenheits-tempus funktioniert, mindestens in literarischer Mundart das Feld mitbestimmt. Darauf hat Lindgren aufmerksam gemacht. Wieweit dieses erzählende Präsens auch in nicht literarischer Mundart gilt, wage ich nicht zu beurteilen. Ich zögere, Lindgren zuzustimmen, wenn er sagt, das Perfekt sei zwar oberdeutsches Vergangenheits-tempus, aber nicht eigentliches Erzähltempus.

In der Neuzeit ist der literarische Süden ganz hochsprachlich geworden. Wer mit Anspruch schreibt, der folgt auch im Süden dem hochsprachlichen Oppositionsgefüge, und bei Keller ist das nicht anders als bei Storm. Aber unterhalb höherer literarischer Schicht hat das Imperfekt im Süden wenig Geltung. Ja, das Wiener Fernsehen hat einmal die Lehre von sich gegeben, das Imperfekt sei ein unösterreichisches Tempus und stehe dem Österreicher nicht wohl an.

Wahr ist, daß in umgangssprachlicher, zu einem Teil auch in hochsprachlicher Schicht im Süden kein oder kein ganz sicheres Gefühl für das temporale Oppositionsgefüge besteht. Woher soll es auch in Umgangs- und Hochsprache kommen, wenn die Mundart nur den einen Pol und also diesen nicht als Pol kennt.

Nun bleibt natürlich der Süddeutsche nicht ohne Kenntnis des Imperfekts. Er hört es von anderen. Er liest es. Der fremden Form ist er geneigt, einen sozialen Mehrwert zuzulegen. Er findet, daß sie sehr hoch und sehr feierlich sei, zumal er sie in der Heiligen Schrift findet, z. B. im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter: „Es war ein

Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho, und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus, und schlugen ihn, und gingen davon, und ließen ihn halbtot liegen.“ Der süddeutsche Leser empfindet an solchen Stellen nicht die Korrektheit der Erzählvergangenheit, sondern er nimmt hier eine Gehobenheit wahr, die im erzählenden Imperfekt doch gar nicht liegt. Er übernimmt dieses Imperfekt, wenn er glaubt, gewählt sprechen zu müssen. Aber da seine Mundart ihn nicht an das Oppositionsgefüge gewöhnt hat und ihm daher die Systemstelle, der Stellenwert des Imperfekts nicht oder nicht deutlich genug gegenwärtig ist, so setzt er das Imperfekt zuweilen auch da, wo es nach hochsprachlicher Norm nicht hingehört. Da können sich Gespräche entwickeln wie diese: Ist dein Onkel zu Hause? Nein, leider nicht, er fuhr nach Wörishofen. – Stör ich euch beim Essen? Nein, wir aßen schon. Man greift kaum fehl, wenn man so etwas als Hyperkorrektheit bezeichnet. Wenn man jener Äußerung des Wiener Fernsehens einen vernünftigen Sinn wohlwollenderweise unterlegen will, so könnte es der sein, solche Hyperkorrektheit zu bekämpfen.

An der Grenzzone zwischen Süd und Nord, auf der Mainlinie und am Ober- und Mittelrhein tief süd- und nordwärts greifend, im Osten bis nach Böhmen wirkend, kommt es aus der beschriebenen Unsicherheit zu einer Form, die sich wie ein Plusquamperfekt anhört, aber beileibe kein wirkliches Plusquamperfekt, keine Vorvergangenheit sein will.

Ein in Münster wohnender und in Münster aufgewachsener älterer Herr hat für einige Tage Hausbesuch von seinem Neffen. Der Neffe stammt aus Koblenz. Beim Mittagessen fragt der Onkel: „Na, was hast du denn heute morgen gemacht?“ Worauf der Neffe: „Ich war in der Stadt gewesen“ – zum äußersten sprachlichen Befremden des Onkels, der gar nicht einsehen kann, was denn hier ein Plusquamperfekt soll. Es ist eben kein Plusquamperfekt, es sieht nur so aus. Es ist eine Kontamination von Imperfekt und Perfekt, das Ergebnis der Unsicherheit.

Zwei Fachgenossen begegnen sich: „Ach, es freut mich, Sie wiederzusehen. Sie waren ja auch in Nürnberg gewesen, beim Germanistentag“ – Dem Sprecher standen zwei Möglichkeiten zur Verfügung: „Sie waren ja auch in Nürnberg“ oder „Sie sind ja auch in Nürnberg gewesen“. Beides ist denkbar, beides korrekt. Die zweite Fassung rückt die Gegenwartsbeziehung stärker ins Bewußtsein. Sie könnte etwa – paraphrasierend – so vervollständigt werden: „Sie sind ja

auch in Nürnberg gewesen und haben den Vortrag des Kollegen X gehört; über diesen Vortrag möchte ich gern mit Ihnen sprechen.“ Aber das Imperfekt: „Sie waren ja auch in Nürnberg“ ist gleichfalls ganz korrekt, denn es ist ja durchaus nicht nötig, die Gegenwartsbeziehung so stark herauszustellen. Außerdem genießt das Verbum *sein* – wie übrigens auch die praeterito-praesentischen Hilfsverben – gewisse Privilegien. Nur eins ist, von hochsprachlicher Norm aus gesehen, verfehlt, und das ist die aus Unsicherheit entstehende Kontamination von Perfekt und Imperfekt, die zum Scheinplusquamperfekt führt: „Sie waren ja auch in Nürnberg gewesen.“

Wenn wir hier von Unsicherheit sprechen, dann ist damit nicht eine Unsicherheit gemeint, in welcher jeder einzelne Sprecher heute sich immer wieder erneut befände. Wir meinen mit Unsicherheit den Entstehungsgrund jenes Scheinplusquamperfekts. Der einzelne heutige Sprecher fühlt sich im Gegenteil gar nicht unsicher und steht ohne Selbstkritik und ohne störende Bewußtheit in der ihn sichernden Überlieferung seiner Sprachlandschaft.

Anders als das Scheinplusquamperfekt ist etwas zu beurteilen, was ich hier einmal scherzhaft und ohne damit einen Terminus einführen zu wollen, das *Ultraperfectum* nennen möchte. Wenn man erzählendes Perfekt als süddeutsche Weise zugibt, dann muß man einsehen, daß ein solcher Erzähler im Rückblick aus dem Kreuzungspunkt seines Erzähltempus noch ein Tempus braucht, das die Leistung übernimmt, die beim Rückblick vom hochsprachlichen Imperfekt aus das hochsprachliche Plusquamperfekt zu erfüllen hat. Es bleibt ihm nichts übrig, als hinter dem Perfekt ein zweites, gesteigertes Perfekt, ein doppeltes Perfekt, eben ein *Ultraperfekt*, aufzubauen.

Wie der Lehrer den Anton dabei erwischt hat, daß der auf dem Schulhof raucht, hat der Anton gesagt, daß er's ganz vergessen gehabt hat, daß das Rauchen verboten ist. – Auf der langen Bahnfahrt hat der Karl einen furchtbaren Hunger gekriegt. Am Morgen hat er nämlich kein Frühstück gegessen gehabt.

Das ist keine Vermischung wie das Scheinplusquamperfekt, sondern eine unausweichliche Folge der süddeutschen Erzählweise.

Wir wollen uns nun einer ganz anderen sprachlichen Schicht zuwenden, nämlich der Sprache der Dichtung, und zwar der Sprache des hohen Dramas der deutschen Klassik. Das führt uns zwar aus unserm Alltagsthema hinaus, wird uns aber Mittel liefern, gewisse Alltagsphänomene zu beurteilen.

Das Drama geht im Dialog vor sich, im Gespräch also. Jedes Gespräch, soweit es nicht in Erzählung übergeht, ist gegenwartsbezogen, und es ist zu erwarten, daß Präsens und umschreibendes Perfekt seine Tempora sind. Das ist nun, wie jedermann weiß, nicht in dem zu vermutenden Grade der Fall. Tasso sagt nicht: Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, hat mir ein Gott gegeben, zu sagen, wie ich leide. Dies entspräche der Prosaregel. Sondern er sagt: Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide. Die Kühnheit dieses gegenwartsbezogenen Imperfekts wird freilich in diesem besonderen Falle dadurch gemildert, daß die ganze Satzfolge durch eine perfektische Spitze eingeleitet wird, so daß die Kette der Imperfecta gleichsam unter dem schützend ausgereckten Schild des Spitzenperfekts sich birgt:

Nur eines bleibt:

Die Träne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt – Und mir noch über alles –
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Aber solch schützendes Spitzenperfekt ist doch keineswegs immer gegeben, weder im Tasso, noch in der Iphigenie. Liegt die Tempusabweichung am Vers? Läßt sich das Imperfekt etwa im Vers besser unterbringen als das Perfekt? Wie geht es zu, wenn ein Dichter Prosa in Verse überträgt? Goethe, der die Gottschedische Prosa in die Hexameter seines Reineke Fuchs transponiert, läßt die umschreibenden Perfecta, die Gottsched ganz im Sinne der Prosanorm gesetzt hat, im großen und ganzen bestehn. Die Verssprache ist es also nicht, die die Tempusänderung herbeiführt. Im Reineke Fuchs hätte eine gespannte Abweichung von der Prosanorm den Anspruch auf eine Ebene bedeutet, die dem Werk mit seinem heiteren, skeptischen, welt- und menschenkundig überlegenen Charakter widersprochen hätte. Aber wenn er die eigene Prosa der älteren Iphigenienfassungen in den auftaktigen Fünfheber umgießt, dann löst er das für die Prosa normative und in seiner eigenen Prosa-Iphigenie gebrauchte Gefüge in eindrucksvoll vielen Fällen zugunsten des Einheitsimperfekts auf. Man hat zeigen können, daß es nicht der Unterschied zwischen Hexameter und fünffüßigem Jambus ist, der zu diesem Unterschied in der Tempusbehandlung geführt hat, sondern daß das iphigenische Im-

perfekt dem besonderen Ethos, der Strenge und Gemessenheit, mit der hier gesprochen wird, zukommt. Dies gegenwartsbezogene Imperfekt gehört zu den wirksamsten Mitteln, der Rede der handelnden Personen im klassischen deutschen Jambendrama den Ton des Gehobenen, Feierlichen und Entrückten zu geben. Aber mit welchem Recht, aus welchen Kräften? Offenbar ist die Wirkung darin begründet, daß Menschen, die so zu sprechen wagen dürfen, sich selbst in ergreifendem Grade von den über sie kommenden Beglückungen und Bedrängnissen distanzieren und den Zuschauer an dieser Distanzierung teilnehmen lassen, ihn mit in den Genuß der Distanzierung setzen. Dies eigentümlich Entrückende des gegenwartsbezogenen Imperfekts bindet sich mit der entrückenden Kraft des Verses als solchen. In diesem Sinne – als Parallelen – haben Imperfekt und Vers etwas miteinander zu tun, nicht aber in dem Sinne, daß das Imperfekt vom Vers hervorgerufen würde.

Prosa-Iphigenie 362 Und nun berechtigt zum Verderben treten sie den
schönen Boden der gottbesäten Erde wovon sie längst hinweggebannt sind.
Daraus wird in der Versfassung 1066

Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbesäten Erde schönen Boden
Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.

Prosa 396 Ich erkenne die Stimme, die mich so oft besänftigt hat.
Vers 1986

Wie oft besänftigte mich diese Stimme.

Prosa 328 Oft bin ich schon dem Antrag . . . mühselig ausgewichen.
Vers 154

Oft wich ich seinem Antrag mühsam aus.

Das ist die gemessene, alles Leidenschaftliche (und das ist immer gegenwärtig) in der Sprachform dämpfende Kraft des klassischen Versdramas.

Es ist ein großartiges, höchst wirkungsvolles Mittel. Aber für jeden, der nicht auf gemäßer Höhe steht, ein überaus gefährliches Mittel, das stets droht, ihn durch Lächerlichkeit zu töten. Wenn Thoas sagt: „Wie oft besänftigte mich diese Stimme —“, dann hat der Mann, der morgens aus dem Hause tritt und zu seiner Überraschung die Straße naß findet, noch lange kein Recht zu sagen: „Sieh da, es regnete“. Sagt er so, dann macht er einen Fehler. Man kann versuchen, herauszubekommen, wie es zu diesem Fehler kommt. Aber die Erklärung des Fehlers rechtfertigt nicht den Verstoß gegen das Oppositionsgefüge.

Auf der Rückseite des Deckels eines gut gebundenen und schön gedruckten Buches liest man: „Den Einband entwarf Richard H. Krakolf, Ursula Silberström gestaltete das Schriftbild.“ Ich erlaube mir, dieses mißbräuchliche Imperfekt das Ästhetenpräteritum zu nennen. Man trifft es in kunsthandwerklichen, bibliophilen und anderen ästhetisierenden Kreisen. Warum wirkt es auf den sprachlich empfindlichen Leser so peinlich? Weil das Ergebnis von Herrn Krakolfs und Fräulein Silberströms kunsthandwerklichen Bemühungen, nämlich das Buch, jetzt eben grade dem Leser als ein gegenwärtiges dargestellt und anempfohlen werden soll und von jenen Bemühungen nur im Hinblick auf das dabei Entstandene, jetzt vor Augen Liegende gesprochen wird. Der Blick auf das Gegenwärtige kann nur mit Anstrengung vernebelt werden. Aber warum wird diese Anstrengung aufgewandt? Weil der gepflegte Herr, dessen sprachlichem Vermögen die angeführten Sätze entstammen, es darauf absieht, jenes Kunsthandwerkerpaar wie ferne Märchenfiguren erscheinen zu lassen, aus deren geheimnisvollem und zweckfreiem Tun unerwarteterweise schließlich doch etwas in den Händen des ganz überraschten Lesers zurückgeblieben sei. Er will gerade nicht in alltäglicher und prosaischer Vorgegenwart sagen: „Sieh dir an, was die beiden da Hübsches für dich fertiggebracht haben.“ Das wäre denn doch zu derb, das rückte den Leuten zu dicht auf den Pelz. Grade das meidet ein wohl-erzogener Verlagstexter. Hat er Vorbilder? Er ist wohl nicht angesteckt von der beschriebenen süddeutschen Unsicherheit. Das liegt unterhalb seiner Stilebene. Was ihm als vorbildlich im Ohr klingt, ist die Redeweise des distanzierenden hohen dramatischen Gedichts. Sein Fehler also besteht in der Vermengung der Rangstufen. Er weiß nicht, daß nicht jedweder jedwedes tun darf. Eins wollen wir ihm freilich zugute halten. Er bevorzugt das Imperfekt auch, weil es kürzer, weil es weniger umständlich ist. Das ist der Wille zum schlanken Sprechen. Den wollen wir nicht tadeln. Nur sind die Folgen der Kürze hier nicht kritisch genug bedacht.

In diesem Zusammenhang muß man auch an englischen Einfluß denken. Gerade angesichts des bibliophilen Ästheten liegt es nahe, an Englisch zu erinnern. Das englische Imperfekt reicht breiter als das deutsche in den Bereich der Gegenwartsbezogenheit. *That's the prettiest girl I ever saw* – „das ich je gesehen habe“ muß es im Deutschen heißen. Die englischen Zeitungen ziehen aus diesen breiteren Möglichkeiten ihres Imperfekts den Vorteil, sehr kurze, ganz ge-

drängte Überschriften bilden zu können. Lady shot husband. Duchess eloped with dancer. Das wird dann im Deutschen einfach nachgemacht. Was schrieb das Kind? Gemeint ist aber: Was hat das Kind geschrieben? Der Gegenwartsbezug ist überaus dringlich. Was hat das Kind denn nun eigentlich wirklich geschrieben? Auf was kann man sich verlassen? Etwa auf keinen der gedruckten Texte?

Wir sind in der Nähe gewisser Geschäftsanzeigen: Ich verlegte mein Geschäft von der Frauenstraße zum Prinzipalmarkt. – Wir eröffneten eine Zweigniederlassung am Ludgeriplatz. – Dabei sind das doch keine Sätze aus Firmengeschichten, sondern es sind aktuelle, gegenwartsbezogene Mitteilungen an die Kunden: Ich habe mein Geschäft verlegt. Ich habe da und dort eine Zweigniederlassung eröffnet. Ich teile es hierdurch mit, damit Sie, verehrter Kunde, sich nunmehr danach richten können. – Daß das etwas länger ist, sollte man nicht scheuen. Vielleicht ist es aber gar nicht nur die Kürze, die verführt. Vielleicht ist es der Wunsch nach einem gewissen, gerade in der Abweichung angeblich liegenden vornehmeren Ton. Dann stünde dieses Imperfekt dem Imperfekt unseres bibliophilen Ästhetens garnicht fern.

Hat es denn mit dem vornehmeren Ton des abweichenden Imperfekts wirklich etwas Ernsthaftes auf sich? Ich bin mit einem Vetter auf Reisen. Eines Morgens treffe ich ihn auf seinem Zimmer in heller Verzweiflung. Er hat alle Taschen umgedreht und den Inhalt seines Koffers auf den Boden geschüttet. „Ja was ist denn los?“ – „Ich kann mein Reisescheckheft nicht finden.“ – Teilnehmend und zu tröstendem Zuspruch bereit, sage ich: „Du hast es doch nicht wirklich verloren?“ Ich sage nicht: „Verlorst du's etwa wirklich?“ Ein bedeutender Grammatiker unsrer Tage meint, die zweite Formulierung unterscheide sich von der ersten im wesentlichen durch Kürze und durch einen vornehmeren Ton. Ich bin nicht dieser Meinung. Vielmehr ist die erste richtig und die zweite falsch. Falsch, weil nicht der Lage entsprechend. Zudem trägt die zweite einen Ton, der nicht der Ton der Vornehmheit ist, sondern der Ton der Affektiertheit, und das ist ungefähr das Gegenteil.

In manchen Fällen mag man zweifeln. Einigermmaßen milde behandelt Johannes Erben den Rundfunksprecher, der uns mitteilt: „Sie hörten Nachrichten.“ Mir persönlich klingt das geziert.

Die Scheinfeierlichkeit des mißbrauchten Imperfekts kann auf höherer Ebene ironisch eingesetzt und zur sprachlichen Kennzeichnung von Romanfiguren genutzt werden. Erben bringt ein Beispiel aus

dem Zauberberg. In der spiritistischen Sitzung gegen Ende des zweiten Bandes fordert die sehr zweideutige Person des Herrn Dr. Krokowski den Geist Holger zu den erwarteten Leistungen mit den Worten auf: „Als du das letztemal unter uns weiltest, versprachst du, jeden beliebigen Abgeschiedenen . . . herbeizurufen.“ Als du das letztemal unter uns weiltest, das wäre noch Norm, nicht Krokowski. Krokowski aber ist das Imperfekt des Hauptsatzes: versprachst du. Die Norm verlangt: hast du uns versprochen, und dann darf freilich unter dem schützenden Schild dieses Hauptsatzperfekts im Nebensatz Imperfekt stehen. Es stellt Krokowski in ein schlechtes Licht, wenn Thomas Mann es anders macht. – Ein Blatt weiter heißt es: „Du hörtest, Holger . . .“

Der treffliche Ludwig Reiners sagt, man könne nicht mehr gegen dieses Imperfekt ankämpfen. Es sei ganz vergeblich. So feine Unterscheidungen seien den Sprachmeistern vorbehalten, dem schlichteren Sprachgenossen seien sie nicht zugänglich. Die Wäschereifirma – ich ändere das Beispiel, – die Wäschereifirma werde eben doch in der Zeitung mitteilen: „Wir erhielten das Gütezeichen des deutschen Wäschereigewerbes.“ Niemand könne sie daran hindern, und man müsse derartiges verzeihen. Aber gewiß, aber selbstverständlich verzeihen wir dem Wäschereiunternehmer. Wir weichen nur in einem Punkt von Ludwig Reiners ab. Wir möchten uns das Recht nicht nehmen lassen, wir möchten uns von der Pflicht nicht befreien lassen, auch dem Wäschereimann zu guter Stunde einen Wink zu geben. Wer weiß denn, ob nicht auch der Wäscher im Grunde zuweilen einen Wink von uns erwartet. In der Zurückhaltung der Wissenden kann auch zu viel Resignation liegen. Alle Sprechenden wirken, meist unwissend, an den Veränderungen der Sprache mit. Sollen wir allein, die wir wenigstens annäherungsweise die Dinge zu durchschauen glauben, uns aller Mitwirkung enthalten?

Aber verlassen wir den Wäschereiunternehmer mit seinem Gütezeichen. Verwirrungen gibt es – wir wissen es – auch auf höheren Sprachrängen. Sie haben zum Teil ihren Grund in der Vermengung von Bericht und Erzählung. Der Bericht redet zu jemandem, der einen Bericht verlangen kann, der ihn als Pflichtleistung erwartet. Der Bericht ist gegenwartsbezogen, weil auf den bezogen, der ihn empfängt, und auf den bezogen, der ihn gibt. Aber die Erzählung ist ein Akt des freien Geistes. Niemand hat Anspruch auf eine Erzählung. Niemand kann sie erzwingen. Dort nun, wo die Erzählung

zum Bericht wird – was ja durchaus geschehen kann –, da wird sie dazu neigen, ins umschreibende Perfekt, in die Vorgegenwart überzugehen. Und umgekehrt wird ein Bericht da, wo er aus dem Klima des Pflichtgemäßen und Amtlichen in das befreite, gelöste Klima des Erzählerischen auszubiegen wagen darf, zum Imperfekt, zur Erzählvergangenheit greifen.

Anders steht es mit den Übergängen zwischen Gespräch und Erzählung. Das Gespräch hat stets aktuelles Gewicht. Immer dreht sich's z. B. um Urteil, Diskussion, um Beeinflussung, um Rechtfertigung, um Belehrung. Es kann nun aber geschehen, daß einer der Gesprächspartner in echte Erzählung hinübergleitet und im Imperfekt weiterspricht, sich behaglich im Sessel des Erzählers zurücklehnd und sicher, in den nächsten fünf oder zehn Minuten von den Anwesenden nicht unterbrochen zu werden. Auf diese Zeitstrecke hin wird dann die gegenwartsbezogene Haltung des Gesprächs verlassen, und wohlighießt das Kontinuum der einander folgenden Imperfecta dahin. – Denn das Imperfekt fühlt sich am wohlsten, wenn es von seinesgleichen und vom zugehörigen Plusquamperfekt umgeben ist.

Eine solche imperfektische eingeschobene Erzählung hat perfektisches Eingangstor und perfektisches Ausgangstor, dieses dort, wo das Gespräch wieder einsetzt. Das ist also schon unterhalb künstlerischer Ebene zu beobachten. Es hält sich durch alle Schichten hindurch bis in oberste Kunstübung. Die berühmten ins Perfekt umbiegenden Schlüsse des Werther und der Erstfassung des Grünen Heinrich sind nicht wesentlich von der klanglichen Gewichtsverteilung her zu verstehen, sondern ihr Perfekt heißt Verabschiedung. Verabschiedung vom Hörer und Leser, gegenwartsbezogene Verabschiedung also. Darin liegt die ans Herz greifende Macht dieser Perfecta, dieser coda-bildenden Übergänge vom Imperfekt ins Perfekt.

„Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er sich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.“ An der Deutung ändert es nichts, daß das Perfekt schon in der Quelle steht, in Kestners Bericht über Jerusalems Ende. Es steht dort in kennzeichnend anderer Umgebung, indem es nämlich schon bei den Leichenträgern auftritt. So wie es im Werther lautet, in starker Drehung den Leser mitnehmend, ist es Goethe und nicht Kestner.

Und nun Keller. „So ging der tote grüne Heinrich auch den Weg

hinauf in den alten Kirchhof, wo sein Vater und seine Mutter lagen. Es war ein schöner, freundlicher Sommerabend, als man ihn mit Verwunderung und Teilnahme begrub, und es ist auf seinem Grabe ein recht frisches und grünes Gras gewachsen.“

In der Kunst kommt es, um mit Schiller zu sprechen, auf das Fernhalten der eindringenden Wirklichkeit an, d. h. derjenigen Realität, die zur Existenz des Erzählers, des Lesers gehört. Das Imperfekt der kunsthaften Erzählung, das Tempus der Erinnerung, zieht zwischen der Wirklichkeit, in welcher Erzähler und Leser leben, und der Welt des Erzählten eine Grenze. Dieses Tempus hebt ab von umgebender Realität und läßt den Leser nicht auf den Gedanken kommen (ich benutze eine Formulierung von Hennig Brinkmann), das Erzählte sei eine Mitteilung, die seine, des Lesers, gegenwärtige Lebensverhältnisse etwa betreffe. Es ist das Tempus, das die erzählten Ergebnisse als ein für sich verlaufendes Kontinuum aus der Profanität des empirisch Gegenwärtigen löst. Und so übernimmt dieses Tempus die Funktion, welche im Schauspiel die Hegung des Theaters hat, den Schutz vor der eindringenden Wirklichkeit. Hier brauche ich nur an die scharfsinnigen und kritischen Scharfsinn herausfordernden Arbeiten von Käte Hamburger zu erinnern. Der Spielcharakter der imperfektiv erzählten Welt ist es, der es vermag – und nun lassen wir Schiller sprechen –, „die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten und dem Gemüt eine poetische Freiheit gegen den Stoff zu verschaffen“. Aber auch diese seine höchste Fähigkeit, der gegenüber sein Zeitwesen bis zum äußersten geschwächt erscheinen kann, selbst diese seine höchste Fähigkeit bringt das Imperfekt schon aus seinen unterkünstlerischen, alltäglichen, rein grammatischen Möglichkeiten mit, und der Mann, der im Verlauf eines Gesprächs in imperfektive Erzählung übergeht, nähert sich mitten im Alltag einer hohen Ebene, der Ebene der Kontemplation und der Freiheit.

Aber mit alledem wäre es nichts, wenn die schlichte grammatische Opposition einem regellosen Durcheinander, einer gänzlichen Beliebigkeit des Gebrauchs Platz machen sollte. Dann könnte das erzählende Imperfekt hoher Darstellung seine Schutzfunktion nicht mehr erfüllen. Es könnte keine Hegung des Spiel- und Kunstraumes mehr sein. Und das wäre schade. Schade auch, weil der Zusammenbruch der Opposition ein geistiger Verlust wäre, ein Verlust sprachgegebenen Geleites zu sinnvoller Weltgliederung.

Nun könnte man sagen: Eine Sprachgemeinschaft, die eine solche Opposition kollabieren läßt, hat offenbar kein Bedürfnis mehr nach ihr. Kürze des Ausdrucks, Ökonomie der Mittel sind ihr wichtiger als die beschriebene Differenzierung, und sie verhält sich einfach demgemäß. Dagegen würde ich zu bedenken geben, daß man sich eine Sprachgemeinschaft nicht allzu einheitlich vorstellen darf. Sie ist ein sehr vielschichtiges Gebilde, und in manchen Schichten kann ein geistiges Bedürfnis geschwunden sein, das in anderen Schichten kräftig fortbesteht. Sollen die Bedürfnisloseren bestimmen, wohin der Weg geht?

Wir Philologen müssen uns überlegen, ob wir nicht dazu da sind, unsere Sprachgemeinschaft vor solchen Verlusten zu schützen.

Literatur

- Paul, Hermann:* Deutsche Grammatik IV, Halle 1920.
Behagel, Otto: Deutsche Syntax II, Heidelberg 1924.
Erben, Johannes: Abriß der deutschen Grammatik, Berlin 1964.
Glinz, Hans: Die innere Form des Deutschen, Bern 1952, 1961/62.
Brinkmann, Hennig: Die deutsche Sprache, Gestalt und Leistung, Düsseldorf 1962.
Hempel, Heinrich: Über Bedeutung und Ausdruckswert der deutschen Vergangenheitstempora, Festgabe für Philipp Strauch 1932, S. 1–29.
Kluge, Wolfhard: Perfekt und Präteritum im Neuhochdeutschen, Diss. Münster 1961.
Lindgren, Kaj: Über den oberdeutschen Präteritumschwund, *Annales Academiae Scientiarum Fennicae* B 112, 1, Helsinki 1957.
Lindgren, Kaj: Über Präteritum und Konjunktiv im Oberdeutschen, *Neuphilologische Mitteilungen*, Helsinki 44, 1963, 264–283.
Dal, Ingerid: Zur Frage des süddeutschen Präteritumschwundes, *Indogermanica*, Festschrift für Wolfgang Krause, Heidelberg 1960, S. 1–7.
Rompelmann, T. A.: Form und Funktion des Präteritums im Germanischen, *Neophilologus* 37, 1953, 65–83.
Hamburger, Käte: Das epische Präteritum. DVjs 27, 1953, 329–357.
Hamburger, Käte: Die Zeitlosigkeit der Dichtung, DVjs 29, 1955, 413–426.
Hamburger, Käte: Die Logik der Dichtung, Stuttgart 1957.
Stanzel, Franz: Episches Präteritum, erlebte Rede, historisches Präsens, DVjs 33, 1959, 1–12.
Rasch, Wolfdietch: Zur Frage des epischen Präteritums, *Wirkendes Wort*, 3. Sonderheft, Festschrift für Brinkmann, Düsseldorf 1961, S. 68–81.
Seidler, Herbert: Allgemeine Stilistik, Göttingen 1953, S. 137–141.
Seidler, Herbert: Zum Stilwert des deutschen Präteritums, *Wirkendes Wort* 3, 1953, 271–279.
Weinrich, Harald: Tempus, besprochene und erzählte Welt, Stuttgart, Kohlhammer 1964. Daß ich in den entscheidenden Punkten mit diesem Buch übereinstimme, ist mir eine wertvolle Bestätigung.